



EDITORIAL

Afrikanische Literaturen – gibt es die?

Alles eine Frage des Standpunkts
meint der Literaturwissenschaftler Manfred Loimeier

Liebe
Leser*innen,

trotz der Welterfolge afrikanischer Autorinnen und Autoren ist die Kenntnis von Literatur aus Afrika und die Auseinandersetzung mit ihr leider immer noch wenigen Liebhabern vorbehalten. Das ist sehr schade, denn gerade das moderne Afrika, wie wir es in den literarischen Darstellungen vieler junger afrikanischer Schriftstellerinnen und Schriftsteller erleben, wäre geeignet, die bei uns vorhandenen Klischees zu korrigieren, die unseren Blick auf den Kontinent und die Vielfalt afrikanischer Lebenswirklichkeiten nur allzu oft verstellen. Ich freue mich sehr, dass Litprom dieses Defizit abbaut und seinen Lesern Literatur aus Afrika näherbringt. Der Deutschen Afrika Stiftung ist daran gelegen, neue gesellschaftliche Entwicklungen in afrikanischen Ländern bekannter zu machen, zu einem differenzierten Afrikabild und zur Anerkennung der Leistungen der Menschen aus Afrika beizutragen, zu denen als wichtiger Bestandteil selbstverständlich Literatur und Kunst gehören. Meine Erfahrung ist: Die Beschäftigung mit Afrika lohnt, weil es für uns alle viel Neues und Überraschendes zu lernen und zu erleben gibt. In diesem Sinne wünsche ich dieser Ausgabe der LiteraturNachrichten viel Erfolg und Ihnen allen viel Freude bei der Lektüre.

Ihre Dr. Uschi Eid
Präsidentin der Deutschen Afrika
Stiftung

Mehr Informationen über die Arbeit der
Deutschen Afrika Stiftung finden Sie unter
www.deutsche-afrika-stiftung.de

Nein, selbstverständlich gibt es afrikanische Literaturen nicht. Und ja, natürlich gibt es afrikanische Literaturen. Das hängt, wie so oft, von der jeweiligen Perspektive ab.

Zum Beispiel erleichtert die Zuschreibung »Afrikanische Literaturen« die Vermarktung von Büchern und Autor*innen – genau so, wie der Begriff »Weltmusik« es erlaubt, Assoziationen zu wecken, Erwartungen zu schüren, das Gefühl von internationaler Solidarität und Weltoffenheit zu fördern, ein gutes Gewissen zu vermitteln und dabei eine große Bandbreite an Ausdrucksformen unter einem kurzen Schlagwort zu versammeln. Das gelingt mit der Bezeichnung »Afrikanische Literaturen« so gut, dass der etwas treffendere Begriff der »subsaharischen Literaturen« schon viel zu speziell wirkt, obwohl auch er immer noch vage und oft nur rein geographisch zu verstehen ist. Insofern wird die Bezeichnung »Afrikanische Literaturen« sehr wohl gebraucht – als Fiktion oder Arbeitstitel oder Marke, so wie es auch die afroamerikanische Literatur gibt oder die Literaturen der Karibik oder andere. Gleichzeitig stimmen diese Begrifflichkeiten hinten und vorne nicht. Sie erzeugen falsche Vorstellungen – beziehungsweise anders herum sind sie deren Ausdruck und legen damit Denkstrukturen und Beziehungshierarchien sowie Deutungshoheiten offen. Wer beispielsweise die afroamerikanische Literatur als Strang der US-Literatur gesondert betrachtet, was literaturgeschichtlich gesehen durchaus sinnvoll sein kann und Zusammenhänge unterschiedlichster Art eröffnet, unterliegt damit möglicherweise einer Art Apartheid-Denken, das afroamerikanische Autor*innen eben nicht als US-Autor*innen wie andere anerkennt.

1980 wurde die Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika,

Asien und Lateinamerika gegründet, auch um das damalige Gastland der Buchmesse, Schwarzafrika (!), ins Bewusstsein der deutschsprachigen Leserschaft zu rücken. Seit vielen Jahren schon nennt sich diese Gesellschaft nun Litprom und feiert dieses Jahr ihr 40-jähriges Bestehen mit einem Symposium im Vorfeld der Frankfurter Buchmesse. Auf virtuellen Panels mit afrikanischen Autor*innen und Gesprächen mit verschiedenen Akteuren wird es dabei um die Wahrnehmung afrikanischer

wird auf dessen Anliegen – die Förderung afrikanischer Sprachen als Literatursprachen –, Bezug genommen werden. Denn es geht nicht nur darum, ob Menschen außerhalb des westlichen Kulturkreises gehört werden, sondern auch darum, ob sie überhaupt gehört werden *können*. Noch fehlt es an literarischen Übersetzern aus afrikanischen Sprachen, werden doch sogar afrikaanssprachige Werke aus der Republik Südafrika mitunter erst aus dem Englischen ins Deutsche übertragen. Aber nicht nur die Sprache ist vielfach ein Ausschlusskriterium für die Wahrnehmung literarischer Stimmen, sondern auch Form und Genre

wie Migration, Korruption, Sexismus und Polygamie, Umweltzerstörung oder Diktaturen. So angebracht/legitim diese Erwartungen sind, so wenig scheinen sie andere Inhalte zuzulassen. Dass die nigerianische Autorin Sefi Atta mit ihren klugen Romanen »Nur ein Teil von dir« oder »Die amerikanische Freundin« voller Querverweise auf Musik und die anglophone Literaturtradition politische Themen auf einer persönlichen Beziehungsebene verhandelt, stellt sie unter den Zwang zu rechtfertigen, warum sie Eheprobleme schildert – so, als hätte es die These, dass das Private auch politisch ist, nie gegeben, was nicht zuletzt auch als Topos in der westlichen Literatur mehr als verbreitet ist. Und die in Lagos lebende Schriftstellerin Oyinkan Braithwaite muss sich vorhalten lassen, ihren furios geschriebenen Debütroman »Meine Schwester, die Serienmörderin« weder als Tochter-Vater-Auseinandersetzung noch als Missbrauchskritik geschrieben zu haben, sondern als vergnügliche Story vor dem Hintergrund der genannten Aspekte. Wir müssen uns schon fragen, ob hinter derlei letztlich herablassenden Erwartungen möglicherweise nicht ein Relikt an Überheblichkeitsdünkel in der Linie kolonialer Missionare, die ihren Zöglingen diktieren, was sie zu schreiben hätten, steckt. So stehen afrikanische Autor*innen – und als solche gelten die, die sich selbst als solche bezeichnen – nicht selten unter dem Druck, für ihre ideologische Emanzipation streiten zu müssen. Und sie wissen dabei, dass das weniger an ihnen liegt, sondern dass sich eigentlich ihr Publikum von irrigen Vorstellungen oder unangemessenen Anschauungen befreien müsste.

So überfällig es nämlich erscheint, dass sich endlich auch einzelne Län-

Nicht selten verleiten die
Assoziationen, die der Begriff
»Afrikanische Literaturen«
auslöst, dazu, stereotyp an
Problemliteratur zu denken

Literaturen im deutschsprachigen Raum seit der ersten und bisher einzigen Buchmesse zu Afrika gehen, um einen Überblick auf die derzeitigen literarischen Strömungen und einen Ausblick auf mögliche weitere Entwicklungen. Als Gäste sind unter anderem die äthiopische Autorin Maaza Mengiste eingeladen, die Kenianerin Yvonne Owuor, der angolische Schriftsteller José Eduardo Agualusa. Außerdem wird die südafrikanische Spoken Word Poetin Koleka Putuma, ebenfalls virtuell, auftreten. Eröffnet wird mit einem Impulsvortrag des aus Kenia stammenden und seit langem im US-Exil lebenden Schriftstellers Ngũgĩ wa Thiong'o. Natürlich

wirken selektiv. Da der deutschsprachige Buchmarkt auf Romanprosa konzentriert ist, haben es Lyrik und sogar Erzählungen schwer, für eine Übersetzung in Betracht gezogen zu werden. Daher gibt es einen nicht unwesentlichen Teil sogenannter unbekannter Literaturen, deren Inhalte und Anliegen hierzulande verborgen bleiben. Was hingegen wirksam wird, sind Bücher, die den Erwartungen des Literaturmarktes entsprechen oder eben die oben genannten Rezeptionsbedingungen erfüllen. Nicht selten verleiten die Assoziationen, die der Begriff »Afrikanische Literaturen« auslöst, dazu, stereotyp an Problemliteratur zu denken, also an Themen

»AFRIKANISCHE LITERATUREN« FORTSETZUNG

...

© MAWANDE SOBETHWA

© NINA SUBIN



Links: Koleka Putuma, rechts: Maaza Mengiste

der Afrikas als Ehrengast der Buchmesse präsentieren, so problematisch kann auch das sein. Freilich wären Länder wie Nigeria oder die Republik Südafrika, wie Angola oder Senegal, wie Äquatorial-Guinea oder Kamerun wirtschaftlich stark und literarisch vielfältig genug, um einen solchen Auftritt zu stemmen – falls sie das wollten. Aber das Konzept ist nicht notwendig adäquat. Die Annahme nämlich, dass es überall eine Art Nationalliteratur geben müsse, ist schlichtweg abwegig. Eine solche Einheit an Ethnie, Sprache und Raum ist in der Regel nicht gegeben – und es muss sie auch gar nicht geben. Wie und warum sollte in Nigeria eine Nationalliteratur entstehen, da doch die Literaturtradition etwa der Igbo

im Südosten des Landes beachtlich genug ist und die Geschichte der Yoruba-Opern im Südwesten des Landes so vielfältig ist, dass sie noch das aktuelle Theatergeschehen dort beeinflusst? Wenn, dann könnte und müsste umgekehrt die vielgestaltige Literaturlandschaft etwa Nigerias oder Südafrikas das europäische/westliche Konzept von Nationalliteraturen auf den Kopf stellen. Südafrikas Literaturen beispielsweise leben von den Impulsen der englischsprachigen, der niederländischen, der malayischen Literaturwelt, von den Bilderwelten der Khoi-San und von den Mythen, Legenden, Liedern und Erzählungen in Sprachen wie isiXhosa, isiZulu, Sesotho oder Setswana, um nur die größeren zu nen-

nen. Und dies auch nur als ein Beispiel von vielen. Eigentlich geht es also weniger darum, dass sich afrikanische Literaturen – oder wie auch immer sie zu bezeichnen sind, um in den europäischen oder zumindest den deutschsprachigen Verständniskontext zu passen – hierzulande besser präsentieren. Sondern es wäre wünschenswert, wenn sich umgekehrt die hiesigen Verständniswege weiteten und offener würden für Phänomene, die die eigenen Bilder irritieren. Immerhin hat in den vergangenen Jahren die Zahl der Verlage zugenommen, die Bücher afrikanischer Autor*innen veröffentlichen. Deren Werke sind also nicht nur in den engagierten und seit Jahrzehnten in dieser

Richtung Pionierarbeit leistenden unabhängigen Verlagen vertreten, sondern auch in großen Publikumsverlagen. Und da ist die Interpretation dessen, was afrikanische Literaturen sind, eher großzügig. Werden US-Autor*innen wie Ta-Nehisi Coates, Teju Cole oder auch Taiye Selasi als schwarze Stimmen mit Afrika-Kompetenz gefeiert, obwohl sie in ihren Büchern ihre Illusionen von Afrika als Heimat der US-Amerikaner begraben oder eindeutig den Rassismus in den USA in den Mittelpunkt ihres Schreibens rücken. Kurzum: Die afrikanischen Literaturen sind größer und weiter, als es die Etikettierung nahelegt, und es gibt noch viel zu korrigieren und zu lernen, was die Literaturwissenschaft-

Zum Weiterlesen empfohlen:

- Sefi Atta** NIGERIA
»Die amerikanische Freundin«
Ü: Simone Jakob
Peter Hammer Verlag 2019
Unionsverlag e-book
- Maaza Mengiste** ÄTHIOPIEN/USA
»Unter den Augen des Löwen«
Ü: Andreas Jandl
Wunderhorn 2012 (vergr.)
e-book
- Yvonne Owuor** KENIA
»Das Meer der Libellen«
Ü: Simone Jakob
Dumont 2020
- Koleka Putuma** SÜDAFRIKA
»Kollektive Amnesie«
Gedichte, Ü: Paul-Henri Campbell
Wunderhorn 2020
Reihe AfrikaWunderhorn
- Weiterstöbern im Online-Katalog**
»Quellen« unter www.litprom.de

KURZREZENSIONEN



Leiser Einspruch gegen Sklaverei

Wilma Stockenström SÜDAFRIKA
»Der siebte Sinn ist der Schlaf«
Roman
Mit einem Nachwort von André Brink
Aus dem Englischen von Renate Stendhal
Wagenbach 2020

Eine ehemalige Sklavin lebt in einem hohlen Baobab-Baum. Irgendwo im südafrikanischen Buschland, im so genannten Veld. Hierhin hat sie sich zurückgezogen, um sich zu erinnern: an ihre vier Herren und an eine gefährliche Odyssee durch das Veld mit dem letzten ihrer Besitzer. Diese Expedition ging so gründlich schief, dass nur der Baobab und die Essensgaben eines kleinschüssigen Volkes in der Nachbarschaft sie retteten. Die Geschichte, die die Frau erzählt, ist von schwebender Präzision, von kraftvoller Milde, von dynamischer Ruhe. Diese verblüffende Balance gelingt der Südafrikanerin Wilma Stockenström in ihrem berühmtesten Roman »Der siebte Sinn ist der Schlaf« auf hervorragende Weise. Auf Afrikaans erschien er bereits 1981 und wurde dann von dem späteren Literaturnobelpreisträger J. M. Coetzee ins Englische übersetzt. Auf seiner Übersetzung fußt auch die Übertragung ins Deutsche. Stockenströms Werk ist sicherlich ein klein wenig Buch seiner Zeit, denn es erzählte in den Jahren des weltweit erstarkenden Feminismus von einer weiblichen Selbstentdeckung. Zudem konnte man es als – wenn auch eher leisen, empfindsamen, aber eben doch als – Einspruch gegen Sklaverei und Apartheid lesen. Zeitlich aber ist die Geschichte gar nicht so leicht einzuordnen, denn die Erzählerin im Baobab besitzt fast keine politischen, geographischen oder zeithistorischen Kenntnisse. Als Kind aus ihrem Dorf geraubt, war sie ihr Leben lang Eigentum, konnte also nie selbst etwas entscheiden, war Anderen immer ganz und gar ausgeliefert. Erst am Baobab beginnt sie nach all ihren Gefangenschaft und Fluchtwegen eine kreisende Bewegung um ihre neue Heimstatt herum. Und damit erstmals auch um sich selbst. **Katharina Borchardt**



Tragik eines ungleichen Paares

Chigozie Obioma NIGERIA
»Das Weinen der Vögel«
Roman
Aus dem Englischen von Nicolai Schweder-Schreiner
Piper 2019

Chigozie Obiomas zweiter Roman ist vor allem eine Liebesgeschichte, deren Tragik erschüttert: Chinonso, ein kleiner Geflügelzüchter von vielleicht Anfang 20, rettet Ndali, einer jungen Frau, die sich von einer Brücke stürzen möchte, das Leben. Nach etlichen Irrungen werden die beiden zu einem ungleichen Paar: Ndali hat studiert, sogar im Ausland, sie stammt aus einer angesehenen Familie. Deren Mitglieder tun alles dagegen, einen ungebildeten Bauernjungen als neues Mitglied begrüßen zu müssen. Für Chinonso ein Spießbrutenlauf, eine fundamentale Erniedrigung. Aber er ist so verliebt, dass er alles in die Waagschale wirft; er verkauft sein Hab und Gut, um auf Zypern zu studieren. Was, wie sich bald zeigt, eine fatale Entscheidung war. Denn mit Chinonsos Entwurzelung wird eine Kette an Ereignissen in Gang gesetzt, an deren Ende ein großes, bitteres, tragisches Scheitern steht – das beide auf unterschiedliche Weise das Leben kostet. Damit ist nicht zu viel verraten, denn der Autor spielt von Beginn an mit offenen Karten: Sein engagierter Erzähler ist Chinonsos Chi, sein Schutzgeist, der die zuständigen Götter um Gnade für seinen Schützling bittet – er führt mildernde Umstände an und um diese zu begründen, erzählt er die ganze (Liebes-)Geschichte, also den Roman. Es ist beeindruckend, wie hier die Kosmologie des Volks der Igbo in das Narrativ eingewirkt wird, so dass der Roman eine historisch-mythologische und eine hochaktuelle Dimension zugleich besitzt. Das reicht vom Umgang mit Minderheiten in Nigeria bis hin zu Erfahrungen von Migrant*innen auf ihrem Weg ins vermeintliche Paradies Europa. Wie Obioma all dies höchst souverän mit der Liebesgeschichte verbindet, ist herausragende Erzählkunst. **Ulrich Noller**

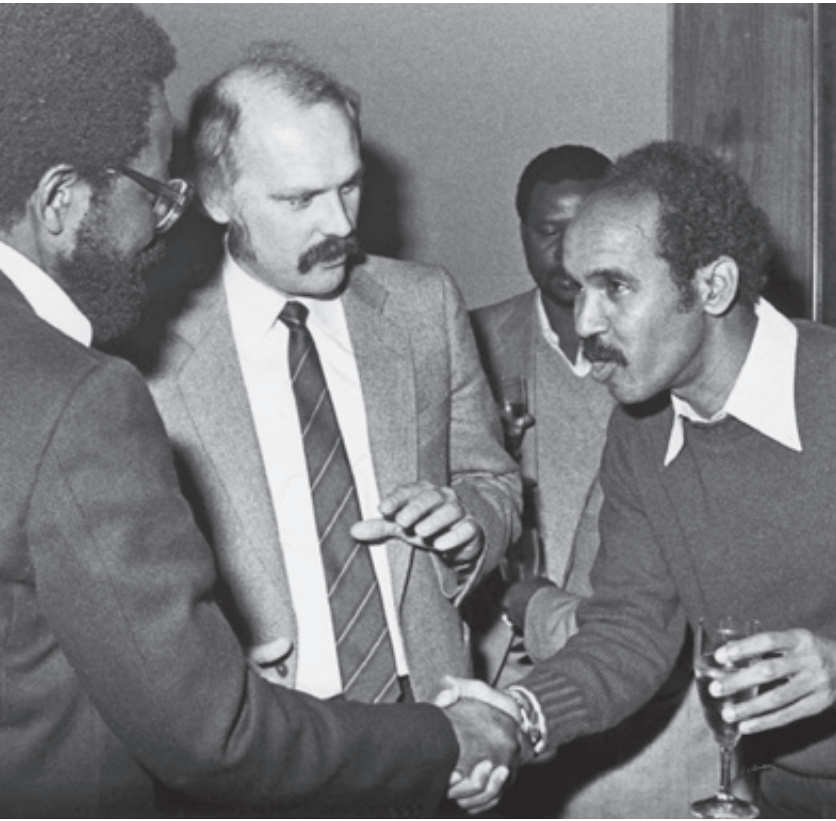


Zu schön, um schuldig zu sein

Oyinkan Braithwaite NIGERIA
»Meine Schwester, die Serienmörderin«
Roman
Aus dem Englischen von Yasemin Dincer
Blumenbar 2020

Würdest du für deine Schwester über Leichen gehen? Für Korede, die unscheinbare Protagonistin des Romans, ist klar: Ihre jüngere Schwester Ayoola kommt an erster Stelle, und Korede ist für sie verantwortlich. Ayoola ist attraktiv und verwöhnt – bloß auf sich selbst aufpassen kann sie nicht. Deshalb bekommt Korede immer wieder einen Anruf von ihr und fährt mit Putzlappen, Handschuhen und Bleiche bewaffnet los. Die beiden leben in der Megacity Lagos mit ihrer Mutter in einem langsam verfallenden Haus, der Vater ist nur böse Erinnerung. Ayoola entwirft Kleider und präsentiert sie erfolgreich auf Instagram. Korede arbeitet als Krankenschwester, hat einen Putzfirmen und ist in den Stationsarzt Tade verliebt. Während Ayoolas Männer sonst Fremde sind, die Korede erst zu Gesicht bekommt, wenn sie bereits tot sind, liegen die Dinge anders, als Ayoola im Krankenhaus auftaucht und Tade ihr sofort verfällt. Korede ist eifersüchtig, will aber trotzdem verhindern, dass auch er ihr zum Opfer fällt. Denn die Unbekümmertheit ihrer Schwester wird ihr langsam unheimlich, die Zweifel, ob sie immer nur aus Notwehr gehandelt hat, wachsen. Die Frauen spielen die Hauptrollen, die Männer sind Nebenfiguren, die schnell wieder verschwinden. Obwohl Vieles komisch überspitzt wird, formuliert die Autorin ihre Kritik an der völlig auf Äußerlichkeiten fixierten Gesellschaft wie nebenbei: Die Männer sind so von Ayoolas Schönheit beeindruckt, dass ihnen ihr Charakter völlig egal ist. Und weil sie so schön ist, kommt niemand auf die Idee, dass sie eine Mörderin sein könnte. Wir sehen sie durch Koredes Augen, mit einer Mischung aus Unverständnis und Abscheu, aber auch geschwisterlicher Fürsorge, die alles überstrahlt. Ein unterhaltsamer Roman, der nachhaltig in Erinnerung bleibt. **Marcella Melien**

© PRIVAT



Peter Weidhaas mit Nuruddin Farah SOMALIA und Said M'Zee SANSIBAR, 1980

Die Süd-Süd-Beziehungen sind längst Mainstream

Über die Vermittlung afrikanischer Literaturen aus akademischer Sicht hat sich die Geschäftsleiterin von Litprom aus Anlass des 40-jährigen Jubiläums mit den Professoren Frank-Schulze Engler (Anglistik) und Roland Spiller (Romanistik) unterhalten.

Anita Djafari: Als »Schwarzafrika« 1980 Gastland der Frankfurter Buchmesse war, fand auch ein dreitägiges Symposium mit 30 afrikanischen Autoren aus verschiedenen Ländern statt. »Schwarzafrika« und seine Literaturen auf der größten internationalen Buchmesse und gleichzeitig einem deutschsprachigen Publikum zugänglich zu machen, war ein von großer Weitsicht geprägtes Unterfangen, das der damalige Direktor der Frankfurter Buchmesse, Peter Weidhaas, zusammen mit seinen Mitstreitern, u. a. den Professoren Dieter Riemenschneider (Anglistik) und Karsten Garscha (Romanistik) gewagt hat. Sie beide sind deren Nachfolger an der Goethe-Universität Frankfurt. Wie war das damals für Sie?

Frank Schulze-Engler: Das Afrika-Symposium 1980 war tatsächlich ein »eye opener« für mich. Dieter Riemenschneider, der seit Mitte der 1970er Jahre Seminare zu den »neuen englischsprachigen Literaturen« in Afrika, Asien, der Karibik, aber auch Kanada, Australien und Neuseeland anbot, hatte mir den Zugang zu einer literarischen Welt geöffnet, die meine berufliche Lebenswelt werden sollte. Die Begegnung mit afrikanischen Autorinnen und Autoren und deren unterschiedlichen Perspektiven und Programmatiken hat mich ermutigt, ein Promotionsprojekt zur modernen englischsprachigen Literatur Ostafrikas zu beginnen. Das Symposium hat mir auch die Augen für die sprachliche Vielfalt Afrikas geöffnet: für die überaus wichtige Rolle der ehemaligen Kolonialsprachen (die längst zu Sprachen Afrikas geworden sind) ebenso wie für die gelebte Mehrspra-

chigkeit, die Literaturen, Kulturen und Lebenswelten überall in Afrika prägt.

Roland Spiller: Die Afrika-Buchmesse war ein aus meiner damaligen Sicht ein überfälliges Signal für den Aufbruch aus einem unerträglich eurozentrischen Kanon. Die 1980er Jahre standen (persönlich und im Studium) im Zeichen des Aufbruchs. Ich brachte viel Zeit im Madrid der *movida* und studierte ein Jahr in Granada, ein Spagat zwischen Romanistik und Islamwissenschaft. Dort entdeckte ich auch die lateinamerikanische Literatur. Deren Verbindungen mit der afrikanischen Literatur sind ein inspirierendes Thema, das ich bis heute mit meinem Kollegen Frank Schulze-Engler in gemeinsamen Seminaren vertiefe. Heute sind die Süd-Süd-Beziehungen auch in der Mainstream-Forschung etabliert, deren Erkundung ist jedoch keineswegs erschöpft.

AD: Ein Jubiläum wie das von Litprom ist immer verbunden mit einem Rückblick, der gleichzeitig zu einem Ausblick in die Zukunft einlädt. Vor 40 Jahren war es wichtig, überhaupt »afrikanische Literatur« ins Bewusstsein zu holen und zwar in doppelter Hinsicht. Zum einen mit Hilfe von Fördermitteln Übersetzungen ins Deutsche anzuregen und Verleger zu unterstützen, welche die Bedeutung einer Öffnung erkannten und sich daran machten, einen Markt zu erschließen und eine Leserschaft zu finden. Zum anderen galt es, afrikanische Literaturen in den literaturwissenschaftlichen Diskurs aufzunehmen. Eine Pionierarbeit in einer hochpolitischen Zeit, von der das literarische Engagement gar nicht zu trennen war.

RS: Der Entdeckergeist unserer Vorgänger Karsten Garscha und Dieter Riemenschneider war prägend. Die heute selbstverständliche Beschäftigung mit Gegenwartsliteratur war damals an Universitäten ein Tabu; für seriöses wissenschaftliches Arbeiten musste ein Autor mindestens 30 Jahre tot sein. Mein Zugang zu Afrika erfolgte aus maghrebinischer Perspektive. Auch die nordafrikanischen Literaturen standen damals in Zeichen des Aufbruchs und der Rebellion, des politischen Kampfes für die Emanzipation und die Dekolonisierung der Köpfe und des Imaginären. Die *guérilla linguistique* (Mohammed Khair-Eddine) schlug sich ästhetisch in aufregenden, heute anachronistisch und übertrieben erscheinenden, doch zur Befreiung notwendigen formalen Experimenten nieder. Man denke nur an die traum- und rauschhaften ersten Texte eines Rachid Boudjedra oder eines Tahar Ben Jelloun, deren Ecken und Kanten sich mit zunehmendem Erfolg abgeschliff-

fen haben, auch wenn Ben Jelloun das politische Engagement aufrecht-erhält.

FSE: Ja, literarisches und politisches Engagement hingen in den 1980er Jahren eng zusammen. Ich hatte mich als Student in den 1970er Jahren u. a. für den Befreiungskampf in Rhodesien/Simbabwe eingesetzt und engagierte mich in den 1980er Jahren stark in der Anti-Apartheid-Bewegung; die Erfahrungen (und Ernüchterungen) mit diesem Engagement haben meinen Blick auf Literatur und Gesellschaft bis heute geprägt. Dazu gehört die Überzeugung, dass wir dem Erbe von Kolonialismus und Rassismus entschieden entgegentreten müssen, ebenso wie die Einsicht in die Vielfalt und Widersprüchlichkeit afrikanischer Gesellschaften, Kulturen und Literaturen jenseits politischer Phrasen von »kämpfenden Völkern«, aber auch die Scham bezüglich der eigenen Naivität im Umgang mit nachkolonialer Unterdrückung, beispielsweise in Simbabwe, wo die Helden des Freiheitskrieges innerhalb weniger Jahre zu neuen autoritären Herrschern wurden. Die intensive Auseinandersetzung mit afrikanischer Literatur hat mir immer wieder geholfen, die naive Romantisierung des Antikolonialismus zu überwinden und mich den Widersprüchen einer entzauberten nachkolonialen Welt zu stellen – in der sich zahllose afrikanische Schriftsteller*innen seit Jahrzehnten an Fragen abarbeiten, die im Rückgriff auf den Kolonialismus alleine nicht mehr zu beantworten sind.

AD: Und da geht es ja mittlerweile auch um Zuschreibungen wie »afrikanisch« oder »afrodiasporisch« und

die Frage, wie sinnvoll diese noch sind. Können wir in diesem Kontext überhaupt von Nationalliteraturen sprechen? Unter anderem weil wir wissen, dass sehr viele afrikanische Autor*innen nicht mehr ausschließlich in ihren Herkunftsländern leben, sondern in den USA oder in Europa und dort auch bessere Arbeits- und Veröffentlichungsmöglichkeiten finden.

RS: In der Romanistik erfolgt der Zugang zunächst im Rahmen des Französischen. Dies beinhaltet bereits das grundlegende Dilemma der Dekolonisierung in der Sprache des Kolonisators. Für die Autor*innen ist die französische Literatur frankophon, aber die frankophonen Literaturen sind nicht Französisch. Insofern ist ein Zugang zu diesen Literaturen mit Hilfe von Konzepten zur Transkulturalität, Transnationalität und Transmodernität geeignet, um die Herausforderungen, vor denen sie stehen, besser zu begreifen. Die Infragestellung der großen Labels ist notwendig, auch wenn man nicht ohne sie auskommt. Ziel der wissenschaftlichen Vermittlung ist eine Sensibilisierung für die ambivalenten Überlappungen von Konzepten, die die Diskurse über andere Kulturen und die Globalisierung prägen. Spannend ist die Verschränkung von globalen Referenzen mit lokalen Phänomenen und den teilweise wieder zunehmenden Nationalismen. Dabei können wir die Theoretiker des Südens aus Afrika, Asien und Lateinamerikas zusammen lesen: Abdelkebir Khatibi und Achille Mbembe mit Homi Bhabha und Rita Segato. Wie schreibt man in der globalisierten Welt jenseits der Nation und der Logik des Identitätsdenkens, das das Eigene durch Abgrenzung vom Anderem definiert?

FSE: Alle Kategorien, mit denen man versucht, Literaturen auf den Begriff zu bringen, fassen nur bestimmte Aspekte scharf. Das gilt für Großkategorien wie »afrikanische«, »postkoloniale«, »Diaspora«- oder »Welt«-Literatur ebenso wie für regionale Labels wie »westafrikanische« oder »ostafrikanische« Literatur, für nationalliterarische Kategorien wie »südafrikanische« oder »somalische« Literatur, und für sprachgebundene Begriffe wie »anglophone«, »frankophone«, »lusophone« oder »Swahili«-Literatur. Die Literaturwissenschaft darf vor der Fülle dieser Begrifflichkeiten aber nicht davonlaufen, sondern muss sich in den kritischen Dialog mit all den Termini begeben, mit denen in der sozialen Welt über Literatur gesprochen, geschrieben, gesendet und gepostet wird; sie muss dem nachspüren, was diese Begriffe an potentiellen Einsichten eröffnen können, und ihnen dort auf die Sprünge helfen, wo sie sich in scheinbare Gewissheiten einmauern.

Viele afrikanische Literaturen sind in besonderem Maße transnational geprägt, und die Engführung auf nationalliterarische Kontexte ist in Afrika keinesfalls plausibler als anderswo in einer zunehmend globalisierten Welt. Der in den Medien wie im Wissenschaftsdiskurs gerne kolportierten Kritik, die weltweit erfolgreichen afrikanischen Autorinnen und Autoren gehörten einer kleinen kosmopolitischen Mittelklasse an, zielten (z. B. weil sie auf Englisch oder Französisch schreiben) vorrangig auf ein westliches Lesepublikum ab und vermittelten deshalb ein einseitiges Bild Afrikas, stehe ich skeptisch gegenüber. In dieser Kritik steckt oft ein gerüttelt Maß an Naivität, wenn nicht gar ignorante Duplizität: ausgerechnet in Afrika ein Traumbild von Literatur als »Stimme des Volkes« verwirklicht sehen zu wollen, geht ebenso an der komplizierten Realität zeitgenös-

sicher Literaturen vorbei wie die Beschwörung vermeintlich authentischer Literatur in afrikanischen Sprachen, die viele dieser Kritiker schon aus sprachlichen Gründen nicht zur Kenntnis nehmen können – und für die sie sich meist überhaupt nicht interessieren.

AD: Sieht aus, als hätten wir ein Wahrnehmungsproblem bei der Rezeption afrikanischer Literaturen, wobei wir bei Litprom als Kulturvermittler eher den Markt und den »gemeinen Leser« (common reader) im Blick haben. Sie wiederum die Generation der Studierenden, die ja später in der Praxis tätig werden, z. B. als Lehrer*in oder Übersetzer*in, und damit auch Konzepte transportieren.

FSE: Ich glaube, wir haben es heute mit mehr als nur einem Wahrnehmungsproblem zu tun: Verschiedene Gruppen in der Gesellschaft haben verschiedene Wahrnehmungsprobleme bei der Rezeption afrikanischer Literatur. Leider gibt es nach wie vor eine ganze Menge latenten oder offenen Rassismus, aber an den Universitäten selbst stehen andere Rezeptionsmuster im Vordergrund: Hier sind es gelegentlich Überreste von Dritte-Welt-Schwärmereien, scheinbar übermächtige Universalformeln von globalem Kapitalismus und Zentren, Peripherien und Semiperipherien, oder auch eine gutgemeinte, aber schlecht durchdachte Viktimologie, die afrikanische Kulturen und Literaturen nur aus der Opferperspektive wahrzunehmen vermag, die den Blick einengen.

In unseren Veranstaltungen spüren wir den transnationalen und transkulturellen Dimensionen dieser Literaturen nach. Das finden viele Studierende spannend: weil sie oft selbst einen transnationalen Hintergrund haben, weil sie aus der Begegnung mit afrikanischen und anderen Literaturen lernen können, dass sich in der Welt des 21. Jahrhunderts nicht mehr alles um Europa dreht und dass in Afrika und anderswo längst schon literarische Süd-Süd-Beziehungen wirksam geworden sind; und weil sich ihnen Einblicke in die welterzeugende Kraft von Literatur eröffnen. All dies hilft dabei, afrikanische Autorinnen und Autoren als Zeitgenossen in einer globalisierten Welt wahrzunehmen, die uns den Blick auf neue gesellschaftliche Konstellationen eröffnen – wenn wir denn bereit sind, uns überraschen zu lassen und ihnen in einem kritischen Dialog begegnen, der sie und ihre Werke nicht sofort in bereits bekannte Großerzählungen einzusortieren versucht. Nicht nur an der Universität gibt es nur einen Weg dorthin: lesen, lesen, lesen – und nie aufhören, zu lernen.

RS: Ein Rückblick auf 40 Jahre bietet dabei die Chance, die Aufbruchsbewegung, aus der heraus Litprom entstanden ist, kritisch zu revidieren. Der Exotismus liefert dem Buchmarkt nach wie vor die begehrten Verkaufszahlen, seine Basis – und das zeigt, dass Dekolonisierung bei allen Beteiligten stattfinden muss – beruht auch auf einem latenten Paternalismus, der wie das Konzept der »Entwicklungshilfe« im wirtschaftlichen Bereich, das dominante System stabilisiert, in dem man sich als Geber, Unterstützer oder kultureller Vermittler präsentiert.

Frank Schulze-Engler ist Professor für Neue Englischsprachige Literaturen und Kulturen am Institut für England- und Amerikastudien der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Roland Spiller ist Professor für Lateinamerikanistik und Romanistik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

KRIMI-KOLUMNE

TOBIAS GOHLIS HAT GELESEN



Spannende Soziologie und kriminalistische Ermittlung

Parker Bilal SUDAN/GB
»London Burning«
Aus dem Englischen von Ulrike Thiesmeyer
Rowohlt 2020

Bei diesem Autor bleiben Polizisten nicht lange im Dienst. Seine erste Serienfigur Makana, die er in insgesamt sechs Kriminalromanen durch das Kairo der Arabellion schickte, war Privatdetektiv, aus dem Polizeidienst des Sudan ausgeschieden, als die Islamisierung des Staatsapparats überhandnahm. Leider erschien nur einer dieser hochinteressanten Titel 2012 in deutscher Übersetzung: »Die dunklen Straßen von Kairo« (Rowohlt). Jetzt wagt Parker Bilal (das Pseudonym des sudanesisch-britischen Autors Jamal Mahjoub) einen Neustart mit einer Serie, die in London spielt. Hauptbesetzung: ein Detective Sergeant mit englisch-arabischem Background aus der Unterschicht und eine adlige Profilerin iranisch-englischer Abstammung. Im ersten Band »London Burning« funktioniert das (TV-)serienkompatible Duo ganz gut und wächst zusammen in der Ablehnung der politischen Spielchen des Polizeiparats. Am Ende überlegen Calil Drake und Rayhana Crane, sich als Privatdetektive zusammenzutun. Knapp 500 Seiten Stoff bietet dieses Buch, und eine Nebenhandlung um den Brand in einer Moschee untermauert den verlegerischen Versuch, Parker Bilal erneut im deutschen Krimmarkt zu etablieren. Der es dem Publikum nicht gerade leichtmacht, anspruchsvollere Kriminalromane zu entdecken. Da könnte Parker Bilal

Vorreiter werden, mischt er doch – nicht durchgängig mit der Kürnote 10 – spannende Soziologie und kriminalistische Ermittlung. Krass gegenüber stehen sich am Themse-Südufer das Luxuswohnungsprojekt der »Magnolia Quays« und die im Stil des 1970er-Jahre Beton-Brutalismus zusammengeklottzte Siedlung, die für ihre Bewohner mit unterschiedlicher migrantischer Geschichte zur »Free-town« geworden ist. Den Auftakt der sich immer weiter spannenden Erzählstränge bietet der Mord an der Frau eines Immobilienmoguls und an einem japanischen Philanthropen. Scharia-ähnlich gesteinigt liegen sie unter einer LKW-Ladung Bauschutt. »Divinities« – Gottheiten – lautet der anspielungsreiche Originaltitel. Und streift neben Allah auch weniger spirituelle Götter, etwa die Sicherheitsfirma »Deorum Risk Strategies«. Sehr interessant ist das Motiv der Perversion eines geerbten Traumas: Abel, der zum Mörder wird, weil er nicht Kain sein kann. Vielleicht wird es Parker Bilal im zweiten Roman der Serie noch besser gelingen, das Große (soziokulturell-politische) mit dem alltäglichen Kleinen der Ermittlung zusammenzubringen. Dann käme er seiner Idee einer populären realistischen Literatur, die sich aus dem Erfahrungsreichtum verschiedener Kulturen speist, noch näher als in diesem große Erwartungen weckenden Neustart.

//NACHSCHLAG

AUS DEM REGAL HERVORGEHOLT VON THOMAS BOUIMTAS



Leben und Sterben im Nigerdelta

Helon Habila NIGERIA/USA
»Öl auf Wasser«
Roman
Aus dem Englischen von Thomas Brückner
Unionsverlag Tb 2019

Port Harcourt im Nigerdelta. Eine Britin – Ehefrau eines hochrangigen Mitarbeiters der dort operierenden

Ölkonzerne – ist von einer der vielen militanten Gruppierungen, die die Region unsicher machen, entführt

LITPROM LITERATUREN DER WELT

WELTEMPFÄNGER HERBST 2020

48. Litprom-Bestenliste

- 1 »Das ungeschminkte Leben«**
Maryse Condé GUADELOUPE
Autobiographie. Aus dem Französischen von Beate Thill. Luchterhand Verlag. 304 Seiten. 22,00 €
- 2 »Cowboygräber«**
Roberto Bolaño CHILE/SPANIEN
Drei Erzählungen. Aus dem Spanischen von Luis Ruby, Christian Hansen. Hanser Verlag. 192 Seiten. 22,00 €
- 3 »Ich bin ein japanischer Schriftsteller«**
Dany Laferrière HAITI/KANADA
Roman. Aus dem Französischen von Beate Thill. Verlag Das Wunderhorn. 200 Seiten. 22,00 €
- 4 »Die Zeiten ändern sich«**
P. Sivakami INDIEN
Roman. Aus dem Englischen von Thomas Vogel. Draupadi Verlag. 152 Seiten. 16,00 €
- 5 »Brüste und Eier«**
Mieko Kawakami JAPAN
Roman. Aus dem Japanischen von Katja Busson. Dumont Verlag. 496 Seiten. 24,00 €
- 6 »50«**
Hideo Yokoyama JAPAN
Roman. Aus dem Japanischen von Nora Bartels. Atrium Verlag. 352 Seiten. 22,00 €
- 7 »Wohin kein Regen fällt«**
Amjad Nasser JORDANIEN/GB
Roman. Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe. Kein & Aber. 336 Seiten. 22,00 €

Die Jury: Ilija Trojanow (Vorsitz), Katharina Borchardt, Anita Djafari, Andreas Fanizadeh, Claudia Kramatschek, Ulrich Noller, Ruthard Stäblein, Jörg Plath und Thomas Wörtche
www.litprom.de

KURZ GEMELDET

Litprom und KfW-Stiftung präsentieren **AFRICAN PERSPECTIVES. WRITERS AND LITERARY EXPERTS IN CONVERSATION**
12. OKTOBER 2020, 14.00 – 17.30 UHR
AUF BUCHMESSE.DE

Keynote: DECOLONISING THE MIND
Ngũgĩ wa Thiong’o KENYA/USA



Panel-Diskussionen:
ON LANGUAGES OF IMAGINATION AND OTHER TRANSITIONAL SPACES
mit **José Eduardo Agualusa** ANGOLA/PORTUGAL
Hemley Boum KAMERUN/FRANCE
Colleen Higgs SÜDAFRIKA, **Nii Parkes** GHANA/GB

THINGS OF SONG: TELLING ARCHIVES
mit **Maaza Mengiste** ÄTHIOPIEN/USA
Yvonne Owuor KENIA
Petina Gappah SIMBABWE/GB

POETRY READING
Koleka Putuma SÜDAFRIKA

TREPPENGESPRÄCHE
mit **Zoë Beck & Jan Karsten** (CulturBook)
Juergen Boos (Frankfurter Buchmesse)
Anita Djafari (Litprom)
Prof. Frank Schulze-Engler (Goethe-Universität)
Florian Kniffka (LMU München)

VIRTUELLER EMPFANG ZUR DISKUSSION
via Zoom, 17:30 Uhr. Bitte registrieren Sie sich für die Zoom-Konferenz auf der Webseite von Litprom.

Keynote und Panels in englischer Sprache mit deutschen Untertiteln; Treppengespräche auf Deutsch mit englischen Untertiteln

Ausführliches Programm unter litprom.de

Mit freundlicher Unterstützung



worden. Der aufstrebende junge Journalist Rufus bekommt den Auftrag, gemeinsam mit dem abgehalfterten einstigen Starreporter Zaq ins Delta zu reisen, um die Entführer zu interviewen und die Übergabe des Lösegeldes zu arrangieren. Doch der Trip nimmt bald eine unvorhergesehene Wendung und konfrontiert die Reporter unversehens mit der grausamen Realität des Lebens und Sterbens im Nigerdelta. Die einstmals fruchtbare Landschaft ist durch die gnadenlose Ausbeutung der Erdölvorkommen zu einer regelrechten Todeszone aus verlassenem Dörfern, ständig auftretenden Öllecks, verschmutzter Natur und den alles dominierenden Gasfackeln der Bohrstellen geworden. Am vereinbarten Treffpunkt finden Zaq und Rufus statt

ihrer Kontakteleute – die offensichtlich einem Schusswechsel zum Opfer gefallen sind – nur deren sterbliche Überreste vor und werden kurz darauf von einer Militärpatrouille aufgegriffen und vorläufig festgesetzt. »Öl auf Wasser« – Helon Habilas erstes in deutscher Übersetzung erschienen Buch – ist eine literarische Anklage gegen die neokoloniale Ausbeutung und Unterdrückung der Bevölkerung des Nigerdeltas und der mit der Ölförderung einhergehenden Zerstörung eines ganzen Ökosystems. Die verbliebenen Bewohner, durch die Umweltverschmutzung ihrer Existenzgrundlage beraubt, werden förmlich zerrieben zwischen dem zum Schutz der Ölkonzerne abgestellten Militär, das im Habitus einer feindlichen Besatzungs-

armee auftritt und den selbsternannten »Militanten«, vorgebliche Freiheitskämpfer, die ihr Auskommen mit Raub, Entführung und Erpressung sichern. Unter dem Deckmantel der Kriminalliteratur hat Helon Habila einen literarisch eindrucksvollen, aufrüttelnden Roman geschrieben, der sich trotz desillusionierender Thematik nicht in Zynismus verliert und zeigt, wie Widerstand gegen die gnadenlose Ausbeutung des Nigerdeltas aussehen kann. »Öl auf Wasser« ist gerade in unseren Zeiten ein eminent wichtiges Buch, da es uns schonungslos den wahren Preis des schwarzen Goldes vor Augen führt und beeindruckend deutlich macht, wer ihn an unserer Stelle zu zahlen hat.

Impressum

Herausgeber Litprom e. V.
Redaktionsadresse
Braubachstr. 16,
60311 Frankfurt am Main
Verantwortliche Redakteurin
Anita Djafari
Redaktion Petra Kassler,
Marcella Melien
Mitarbeiter*innen dieser Ausgabe
Katharina Borchardt,
Thomas Bouimtas, Tobias Gohlis,
Manfred Loimeier, Marcella Melien,
Ulrich Noller
Gestaltung www.textgrafik.com
Leserbriefe litprom@buchmesse.de
Copyright LiteraturNachrichten

Die Meinung in den Beiträgen gibt nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Vorstand
Erster Vorsitzender Juergen Boos
Zweite Vorsitzende Monika Bilstein
Herausgeber und verantwortlich im Sinne des Presserechts ist der gemeinnützige Verein Litprom e. V. Litprom widmet sich seit 1980 der Vermittlung außereuropäischer Literaturen und der Übersetzungsförderung mit Mitteln des Auswärtigen Amtes und des Schweizer SüdKulturFonds und wird unter-

stützt von Brot für die Welt – Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e.V.
Litprom organisiert regelmäßig Veranstaltungen und gibt vierteljährlich die Empfehlungsliste »Weltempfänger« heraus.



Diese Ausgabe unterstützt:



Mitglied werden

Eine Mitgliedschaft kostet
€ 85,- (für Einzelpersonen) oder
€ 275,- (Verlage, Gesellschaften öffentlichen Rechts)

Formulare zum Download unter www.litprom.de
Spendenquittungen werden ausgestellt

Konto
IBAN DE71 5001 0060 0020 3916 01
BIC (SWIFT-CODE): PBNKDEFF

40 JAHRE LITPROM LITERATUREN DER WELT

Litprom e. V.
Braubachstraße 16
60311 Frankfurt am Main
T +49 69 2102-113
litprom@buchmesse.de
www.litprom.de